

Buchbesprechungen

Neue Goethe-Briefausgabe

Band 1: **Johann Wolfgang Goethe. Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, 23. Mai 1764 bis 30. Dezember 1772**, hg. v. Elke Richter und Georg Kurscheidt, Akademie Verlag, Berlin 2008, 2 Bde., 280 u. 525 Seiten, 158 EUR.

Band 2: **Anfang 1773 bis Ende Oktober 1775**, hg. v. Georg Kurscheidt und Elke Richter, Akademie Verlag, Berlin 2008, 2 Bde., 296 u. 644 Seiten, 168 EUR.

Band 6: **Anfang 1785 bis 3. Oktober 1786**, hg. v. Volker Gierl unter Mitarbeit von Susanne Fenske und Yvonne Pietsch, Akademie Verlag, Berlin 2010, 2 Bde., 306 u. 686 Seiten, 188 EUR.

Band 7: **18. Sept. 1786 bis 10. Juni 1788**, hg. v. Volker Gierl unter Mitarbeit von Susanne Fenske und Yvonne Pietsch, Akademie Verlag, Berlin 2012, 2 Bde., 346 u. 674 Seiten, 198 EUR.

Goethes Briefe liegen in zahlreichen Editionen vor: Die erste und bis heute gültige und vollständigste Ausgabe, die *Weimarer oder sogenannte »Sophien«-Ausgabe* (1887-1919), umfasst in ihrer vierten Abteilung 50 Briefbände, 1990 wurde sie mit drei Nachtragsbänden (Texte, Erläuterungen, Gesamtregister) vervollständigt. Die *Artemis-Gedenk-Ausgabe* (1948-1963) bringt in insgesamt vier Bänden die Goethe-Briefe in Auswahl, darin den Goethe-Schiller-Briefwechsel als eigenständigen Band. Die *Hamburger Ausgabe* legt eine Auswahl mit vier Bänden Briefe von und zwei Bänden Briefe an Goethe vor, jeweils mit ausgezeichnetem Kommentar. Die *Frankfurter Ausgabe* (1991-99) mischt in ihrer zweiten Abteilung in zwölf Bänden chronologische Lebenszeugnisse (Tagebücher, Briefe, Gespräche) ineinander (mit Kommentar), während die *Münchner Ausgabe* (1985-1998) unter dem Titel »Goethes Werke nach den Epochen seines Schaffens« nur die Briefwechsel mit Schiller und Zelter, die »Werkcharakter« haben, aufgenommen hat. Ferner gibt es noch verschiedene Ausgaben von Einzelbriefwechseln sowie die mehrbändigen Editionen *Der junge Goethe*, die Werke, Briefe und Zeugnisse des vorweimarischen Dichters versammeln.

Für den Normalgebrauch reichten fast immer die *Artemis-* oder die *Hamburger Ausgabe*, für weitergehende Forschungen musste aber bisher immer auf die 100 Jahre alte *Weimarer Ausgabe* zurückgegriffen werden, weil die Mehr-

zahl aller Briefe Goethes seither nicht wieder gedruckt und noch nie kommentiert worden ist. (Alle diese *drei* Ausgaben sind übrigens dank Heinz Friedrichs Verdienst als günstige Taschenbuchausgaben bei dtv erschienen!) Jetzt wird mit der neuen historisch-kritischen Ausgabe im Akademie Verlag ein neuer Standard gesetzt: vorgesehen sind 36 Doppelbände, jeweils ein Text- und ein Kommentarband. Die Ausgabe folgt dem elektronischen Repertorium der etwa 15.000 überlieferten Goethe-Briefe mit Angaben zur Handschriften- und Drucküberlieferung von Briefen (<http://ora-web.swkk.de/swk-db/goerep/index.ht>).

Seit den Nachtragsbänden zur *Weimarer Ausgabe* (1990) sind etwa 500 (!) Briefe Goethes neu aufgefunden worden, die nun erstmals veröffentlicht werden. Zusätzlich werden im Anhang zahlreiche verschollene, nur erschlossene Briefe nachgewiesen und Zuordnungen an unbekannte Adressaten korrigiert. Aus praktischen Gründen war eine Briefwechselausgabe nicht realisierbar, als Ersatz dafür liegt die seit 1980 entstehende *Regestausgabe der Briefe an Goethe* vor (1980ff, bisher 7 Bde.). Künftig sollen übrigens sämtliche Briefhandschriften digitalisiert und angebunden an das Repertorium der Goethe-Briefe im Internet zugänglich gemacht werden.

Bei der Textkonstitution der neuen Ausgabe wurde der Charakter des Briefs als persönliches Dokument (nicht als »Werk«) berücksichtigt. Briefe waren im Unterschied zu poetischen

oder wissenschaftlichen Werken in der Regel nicht für die Veröffentlichung vorgesehen und tragen mehr als andere Texte die Spuren ihrer individuellen Entstehung. Dazu sind die zu edierenden Texte über einen Zeitraum von fast sieben Jahrzehnten entstanden, in dem sich die individuellen Schreibgewohnheiten ihres Verfassers wie auch die orthografischen Gepflogenheiten der Zeit vielfach gewandelt haben.

Die Herausgeber haben entschieden, von jeder Art der Glättung und Vereinheitlichung in sprachlich-orthografischer Hinsicht wie auch in der Darbietung der Briefe kategorisch abzusehen. Die Wiedergabe des Textes soll buchstaben- und satzzeichengetreu nach dem überlieferten Textzeugen erfolgen: keine Eingriffe in Lautstand, Orthografie und Interpunktion, keine Ergänzung fehlender Wörter, Buchstaben oder Satzzeichen, Emendationen nur in den Erläuterungen. Streichungen und Korrekturen werden als unmittelbare Bestandteile des Textes betrachtet und erscheinen daher direkt im Textteil der Ausgabe und nicht in einem separaten Variantenapparat im Kommentar.

Die Kommentarbände geben zusammenfassende Überblickskommentare zu den einzelnen Korrespondenzpartnern und detaillierte Stellenkommentare mit Wort- und Sacherklärungen, Aufschlüssen zu Personen und Werken, mit Aufhellungen persönlicher und zeitgeschichtlicher Bezüge sowie Nachweisen von Zitaten. Damit wollen das sich verändernde persönlich-biografische Umfeld des Absenders und des Adressaten und deren Beziehungen erschlossen werden. Darüber hinaus werden auch biografische, soziale und rezeptionale Aspekte der Korrespondenz beleuchtet. Dieses ambitionierte Ziel bringt es mit sich, dass die Ausgabe nicht nur (voraussichtlich) 36 Briefbände umfassen wird, sondern zu jedem Textband ein ca. doppelt so umfangreicher Kommentarband erscheint. Zumindest ist das bei den ersten vier bisher erschienenen Bänden der Fall. Bei den Briefen des mittleren und späten Goethe, zu dem die Quellenlage ungleich größer ist, muss befürchtet werden, dass die Kommentarbände ihres Umfangs wegen gar in mehrere Teilbände aufgeteilt werden. Entsprechend werden die Preise stei-

gen, die jetzt mit rund 160 bis 200 Euro für etwa 1000 sorgfältig erarbeitete Text- und Kommentarseiten noch verhältnismäßig ›moderat‹ sind. Die ersten beiden Bände enthalten die Briefe des jungen Goethe vom Aufnahmegesuch des noch nicht 15-Jährigen in die literarisch-geheimbündlerische Gesellschaft zu »Phylandria« vom 23. Mai 1764 bis zur Abfahrt des gefeierten Dichters des *Götz* und des *Werthers* nach Weimar Ende Oktober 1775, dem unruhigsten Jahrzehnt in Goethes Leben. Durch den reichen Kommentar werden z.B. Goethes geistlich unterstützte Genesung nach seinem ›Blutsturz‹ in Leipzig im Sommer 1768 und sein religiöser Briefwechsel mit Ernst Theodor Langer neu erschlossen.

Die zwei weiteren bisher erschienenen Bände decken den Zeitraum 1785 bis Mitte 1788 ab, d.h. die Zeit von Goethes intensiver Beschäftigung mit Spinoza bis zur heimlichen Abreise vom Karlsbader Aufenthalt nach Italien (Bd. 6) und den fast zwei Jahre dauernden Italienaufenthalt (Bd. 7). Band 6 enthält 377 Briefe, davon sind 259, d.h. über zwei Drittel an Frau von Stein gerichtet, die aufgrund fehlender oder unvollständiger Datierung weitgehend neu datiert werden mussten. Band 7 wirft mit seinen 156 Briefen und vor allem den 670 Seiten Kommentar (inklusive Spezialregister zu den Sehenswürdigkeiten und Kunstwerken in Italien) ein neues Licht auf die prägende Wendezeit in Goethes Leben. Diese sinnvolle Banderteilung ermöglicht angenehm eine parallele Lektüre zum autobiografischen Werk *Italienische Reise*.

Bei dieser Gelegenheit erlaubt sich der Schreibende in seiner Doppelfunktion als Rezensent und Leiter des Rudolf Steiner Archivs den Hinweis auf die desolante Editionssituation bei Steiners Briefen. Was bei Goethe und auch z.B. bei Jacob Burckhardt und Friedrich Nietzsche eine Selbstverständlichkeit ist, nämlich eine vollständige, chronologische Briefausgabe zu haben, ist bei Rudolf Steiner ein dringendes Desiderat. Deshalb hat sich das Rudolf Steiner Archiv zur Aufgabe gemacht, eine erstmals vollständige Ausgabe der Briefe von Steiner (ca. 1800 Briefe) und eine Regestaufgabe der Briefe an Steiner (ca. 12.000) vorzubereiten.

David Marc Hoffmann

»Aufgaben, die das soziale Bild dieser Großstadt mir stellt«

ANGELA LOCHER: **Helene Reisinger. Ihr Schicksal, die Eurythmie im 20. Jahrhundert**, Verlag am Goetheanum, Dornach 2013, 271 Seiten, 32 EUR.

Die ehemalige, langjährige Leiterin der Eurythmiebühne am Goetheanum, Angela Locher, fügt mit ihrem Buch über Helene Reisinger der kleinen Reihe von Biografien über die Eurythmiepioniere eine weitere hinzu. Die Autorin hat eine ganz eigene Form der Darstellung dieses Lebens gefunden, indem sie das Leben der Protagonistin in einen engen Zusammenhang mit der Geschichte der Anthroposophischen Gesellschaft, vor allem aber mit dem Zeitenschicksal des 20. Jahrhunderts bringt. Man spürt deutlich Angela Lochers Anliegen, die Interferenz des äußeren Weltgeschehens mit dem Schicksal und der Arbeit Helene Reisingers aufzuzeigen – und so entwickelt sich das Profil einer Persönlichkeit, die in dieser Hinsicht, im Blick auf das eurythmische Wirken im letzten Jahrhundert, offenbar eine besondere Aufgabe hatte.

Drei Motive möchte ich daraus hervorheben, die mir für dieses Schicksal besonders charakteristisch scheinen. Das erste ist eine Schicksalsfigur, die mehrfach wiederkehrt, bis sie von Helene Reisinger gegriffen und dadurch gelöst wird: Es ist das Auftreten sozialer Spannungen in ihrem Umfeld und als Folge ein »Verstoßen-Werden«, ein Auf-sich-alleine-gestellt-Werden. Von Marie Steiner nach ihrer Ausbildungs- und Bühnenzeit in Dornach 1924 zum Unterrichten nach Berlin zurückgeschickt, gerät Helene Langer sehr bald in die aufbrechenden Konflikte zwischen alter und junger Generation; die Folge ist, dass einige alte Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft um ihre Aberufung bitten. So schickt Marie Steiner sie nach Wien – und es wiederholt sich dort ein ähnliches Schicksal. Ihr Einsatz für den Schriftsteller Leopold Reisinger, der in eine Ehe mündet, führt zu großen Auseinandersetzungen im Wiener Zweig und Helene Reisinger in eine tiefe Lebenskrise. Sie erwartet bald ein Kind; doch bevor ihre Tochter Claudia 1926 geboren wird, löst sich die Ehe wieder. Nach Berlin ist sie in

Wien zum zweiten Mal gescheitert.

Zurück in Berlin unterrichtet sie auf Vorschlag Marie Steiners an der Eurythmieschule. Doch als Lidia Arenson-Baratto in die Eurythmieschule eintritt, bauen sich zunehmend Spannungen zwischen beiden auf, die 1931 zu einem Bruch führen. Helene Reisinger verlässt die Schule – mit ihr zieht ein Teil der Schüler. Abermals ist sie in »sozialen Schwierigkeiten«, nun sogar in Konflikt mit Dornach, da sie sich in den Augen Marie Steiners mit ihrer »Nebenschule« außerhalb der Sektion befindet. So kommt es zu einem sehr schmerzlichen Abbruch der Arbeitsbeziehungen mit dem Goetheanum. 1935 – unter dem Signum der immer schwieriger werdenden Arbeit im nationalsozialistischen Staat – gelingt jedoch eine Wiederannäherung und Versöhnung. Und noch ein viertes Mal tritt ein ähnliches Motiv auf, als es 1953 zu starken Spannungen zwischen ihr und den Eurythmiestudenten kommt. Doch da zeigt sich Reisingers inzwischen erworbene soziale und menschliche Reife in einer offenen Aussprache. »Ich habe nur selten erlebt«, berichtet eine Schülerin in einem Brief aus jener Zeit, »dass ein Mensch so offen wie Frau Reisinger ihre Fehler bekannte. Nie werde ich vergessen können, wie sie gerungen hat um die Wahrheit vor sich selbst.«

Das zweite, vielleicht hervorstechendste Schicksalsmotiv ist ihre enge Verbundenheit mit Berlin – ihre Biografie wird wesentlich von der wechselvollen Geschichte dieser Stadt geprägt. 1907 kam sie als Dreijährige nach Berlin. Dort lernte sie 1921 die Eurythmie kennen, als sie als junge Buchhalterin einen Bewegungsausgleich zu ihrem »öden Beruf« suchte. Und immer wieder kommt Helene Reisinger nach Berlin zurück: aus Dornach, aus Wien, aus Gerswalde, wohin sie sich nach der Zerstörung ihres Hauses 1943 geflüchtet hatte. Existenziell erlebt sie den Krieg in Berlin mit; später die ständigen Unsicherheiten der besonderen

Lage, der Aufteilung in Sektoren, der zunehmenden Abgrenzung des Ostteils – in dem ihr Bruder wohnt –, schließlich der Bau der Mauer, die Teilung der Stadt. Immer wieder wirkt das Schicksal Berlins in ihr persönliches und berufliches Leben hinein. Dass sie (und ihre Tochter Claudia) durch ihre Ehe einen österreichischen Pass besaß, ist dabei in manchen politischen Situationen ein Nachteil, andererseits ermöglicht ihr dies, ungehindert nach Ostberlin zu reisen und dort Eurythmie unterrichten zu können. Das führt schließlich dazu, dass sie über Jahre im Rahmen der Christengemeinschaft in Leipzig regelmäßig Stunden und (illegale) Aufführungen geben kann. Als Folge der unsicheren politischen Lage der Stadt kommen bis in die 1970er Jahre hinein nur wenige Eurythmiestudenten nach Berlin. Doch Angebote, mit der Schule ins Ruhrgebiet oder an den Bodensee zu ziehen, lehnt Helene Reisinger ab – ihr Platz ist in Berlin, dort sieht sie ihre Aufgabe. Und ab den 1970er Jahren strömen dann auch die Studenten, es beginnt eine reiche Zeit der Ausbildungstätigkeit. Auch wenn Helene Reisinger ihre letzten sechs Jahre im Altersheim in Süddeutschland verbringen sollte und den Fall der Mauer nur aus der Ferne erlebte, scheint mir doch charakteristisch, dass ihre Lebenszeit die Wende und die ersten Jahre der Wiedervereinigung noch umfasst.

Durch die Komposition von Zeitzeugnissen, biografischen Schilderungen, Briefauszügen etc. wird die Verwobenheit von Reisingers Schicksal mit dem Schicksal ihrer Stadt dem Leser zum berührenden Erlebnis.

Das dritte bestimmende Motiv ist ihre Berufung, die Eurythmie, die sie in vielfältiger Weise ausübt. Fast ihr ganzes Leben hindurch greifen künstlerische, pädagogische, heilpädagogisch-therapeutische Tätigkeiten ineinander. Das geschieht nicht nur auf eurythmischem Feld, aber von dort aus erscheinen alle ihre Initiativen gespeist. Als sie ihren Beruf vorübergehend nicht mehr ausüben kann, da die Eurythmie unter dem Naziregime zumindest in der Öffentlichkeit verboten ist, macht sie eine Ausbildung als Keramikerin. Dies führt dazu, dass sie im Heilpädagogischen Institut in Gerswalde ab 1943

den Kindern dort offiziell Werken geben kann, im Stillen aber umfassend künstlerisch wirken kann – mit Chorsprechen, dem Einstudieren von kleineren und größeren Stücken, die sie zum Teil selbst schreibt, dem Gestalten der Jahresfeste etc. Daneben baut sich etwas später ein erster Eurythmie-Ausbildungskurs auf. Dort, in der Ausbildung von Eurythmieschülern, entfaltet sich wohl ihre größte Begabung. Dies kann Angela Locher recht anschaulich vermitteln, da sie selbst einer ihrer ersten Studenten nach dem Neubeginn im noch kriegszerstörten Berlin war. Die intensive Atmosphäre der Unterrichtsstunden wird aus einem Brief Angela Lochers aus jener Zeit (1951) ersichtlich: »Die Stunden sind *sehr* gut, warum? man hat unmittelbar das Erlebnis, der Mensch, welcher einem die Eurythmie vermittelt, hat sich die Dinge richtig schwer erarbeitet, sie sich zu eigen gemacht, und darinnen stehend in den Zeitverhältnissen weiter entwickelt.« (A. Locher).

Darin klingen zwei wesentliche Themen an, die für das eurythmische Tun Helene Reisingers wesentlich sind: Von Anfang an erarbeitet sie sich mit ungeheurer Energie, was aus der Anthroposophie und aus dem fachlichen Umfeld der Eurythmie zugute kommen kann. So lernt sie bei einem Rabbiner Hebräisch, befasst sich mit Sanskrit, studiert Schöpfungsmythen etc. Aus dieser fortwährenden, intensiven Arbeit kann sie beim Unterricht schöpfen. Das zweite ist ihr bewusstes Stehen in den Zeitverhältnissen – mit der Eurythmie. Sie versucht, ihre eurythmische Arbeit aus den Nöten der Zeit zu gestalten. Dies klingt deutlich aus ihrem Brief an Marie Steiner vom November 1935: »Ich suchte Aufgaben, die das soziale Bild dieser Großstadt mir stellt und suchte in der Eurythmie die Möglichkeiten, die Hilfe für den immer kränker werdenden Menschen dieser Stadt bringen.« Aus diesem Anliegen heraus beschäftigt sie sich intensiv mit moderner Dichtung und zeitgenössischer Musik und gestaltet ihre Aufführungen. Berührend spiegelt sich dies in einem Programm, mit dem sie 1955 auf Tournee geht: Die ausgewählten Dichtungen sind fast allesamt Texte, die an der Front, im Konzentrationslager, in der Kriegsgefangenschaft entstanden sind.

Es ist Angela Locher sehr schön gelungen, ein lebendiges Bild dieser Persönlichkeit, ihrer Anliegen, ihres Umkreises zu entwickeln. Dass die Verhältnisse sowohl in der Anthroposophischen Gesellschaft als auch in der Zeitgeschichte von der Autorin des Buches so ausführlich berücksichtigt werden, hilft außerordentlich für das Einfühlen gerade in dieses Leben.

Wer sich für die Schicksale der frühen Eurythmisten interessiert und verfolgen möchte, wie eine Persönlichkeit die Eurythmie im dramatischen Schicksal des 20. Jahrhunderts existenziell lebt, dem sei dies Buch unbedingt ans Herz gelegt.

Martina Maria Sam

Trauerzeit, Trauerraum

DAVID GROSSMANN: **Aus der Zeit fallen.** Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer, Carl Hanser Verlag, München 2013, 128 Seiten, 16,90 EUR.

Ein Mensch aus dem nächsten Umkreis ist verstorben – aus der Zeit gefallen. Was bedeuten zukünftig Zeit und Raum für die Zurückgebliebenen? Wie gehen sie zeitlich, räumlich mit ihrem Schmerz, ihrer Trauer um? Drohen sie auch, aus der Zeit zu fallen?

David Grossmann (dessen Sohn 2006 bei Kämpfen im Libanon gefallen ist) hat zu dem Fragenkreis ein außerordentlich berührendes, ungewöhnliches Buch geschrieben. Es ist aber nicht nur ein Buch vom Tod, ebenso ein Buch von der Geburt und vom Leben in der Gegenwart. Formal ist sein Werk schwer zu fassen: Eine Erzählung kann ich es nicht nennen, wenngleich es einen Ablauf mit einem abschließenden Höhepunkt gibt – »Erzählung für Stimmen« lautet der hebräische Untertitel. Ist es Prosa, ist es Lyrik? Der Text gleicht am ehesten mythischen Gesängen, Klageliedern, Elegien. Im Satz sind keine durchlaufenden Zeilen zu sehen, sie sind verschieden lang, manchmal ganz kurz wie bei Versen. Ganz gewiss ist das nicht einfach in eine andere Sprache zu übertragen; Anne Birkenhauer berichtet in einem Nachwort darüber. Ein Mann, der seinen Sohn verloren hat, bricht vorbereitungslos auf, lässt seine Frau zurück und macht sich auf den Weg nach »dort«, um seinen toten Sohn wiederzufinden. Seitdem umkreist er ruhelos und klagend die Stadt. Gibt es überhaupt ein »Dort«, das sich vielleicht erreichen lässt? »Wenn wir nach dort gehen, wird es dort geben«, hat der Mann zu seiner Frau gesagt. Sie möchte nicht mitkommen, begleitet ihn aber mit ihren Seelenkräften. Anfangs sind

nur die beiden zu hören. Nach und nach kommen weitere Menschen, weitere Stimmen hinzu: ein Chronist der Stadt – die durchgängige Erzählerfigur –, der von einem Herzog beauftragt wurde, zu berichten; eine Frau im Netz (im Fischernetz), ehemals Netzflickerin; die Frau des Chronisten; ein »Zentaur« genannter Mann; eine Hebamme; ein Schuster; der »greise Rechenlehrer«. Was sich für Leserin oder Leser erst allmählich herauschält: All diese Menschen haben einen Schicksalsknoten gemeinsam, sie haben durch Tod ein Kind verloren, manchmal ist es viele Jahre her, manchmal relativ kurze Zeit.

Wie kann der einzelne Mensch – die Mutter, der Vater – damit fertig werden, die unumstößliche Tatsache verkraften? Das ist die Grundfrage, die David Grossmann mit den verschiedensten Mitteln und Formen und Bildern umkreist. Eines der auch vordergründig eindrücklichen Bilder ist der »gehende Mann«, der die Stadt umkreist. Seine Erinnerungen nimmt er mit und versucht, über sie mit seinem Sohn ins Gespräch zu kommen. Welche schwinden, welche bleiben, darüber entscheidet er nicht alleine. »Schon lange weiß ich: Du wirst entscheiden, / wie du in mir erscheinen wirst, und wann. / Nicht ich, du wählst, wie du zu mir sprechen wirst. / Doch dein Wortschatz, mein Sohn, das spüre ich, / schrumpft mit den Jahren, / er wächst zumindest nicht ... nur diese Erinnerungen, immer und immer wieder, / und die anderen lösen sich nach und nach auf ... / Sag, raubst du absichtlich mir den Trost? / Aber dann denke ich, / vielleicht gewöhnst du mich ganz lang-

sam / an den Schmerz deines Verlöschens? / Vielleicht bereitest du mich / unendlich zart / mit deiner wohlbedachten Weisheit / langsam drauf vor, / na, sag schon, auf den Abschied?« So weit ist der greise Rechenlehrer noch lange nicht: »Nur eins steht fest, felsenfest: / Sie ist da (die Tatsache, dass vor 26 Jahren sein Sohn starb). / Ob ich gehe oder umkehre, / aufstehe oder mich niederlege, sie ist da. ... Ich habe keinen Platz für mich, / oder einfach zum Atmen, ja, das ist es, / für einen guten, tiefen Atemzug, / umfassend und arglos, / ohne diesen krampfenden Schrecken auf seinem Grund - ...« Trauer macht sprachlos. Sie alle lernen erst allmählich, ihre Sprache zurückzugewinnen. Die Hebamme stottert, der Chronist rettet sich in den Gesang (»... auch bei mir / ist der Gesang die Sprache meiner Trauer«), der »Zentaur«, der als Schriftsteller gearbeitet hatte, findet erst ganz spät - schreibend - wieder Worte. Ihm hilft der Erkenntnisprozess, der zur Selbsterkenntnis führt: »Erst jetzt begreife ich: Nicht seinen Sohn / bewegt der Vater; nicht meinen Sohn beatme ich / auf diese Art und bringe ihn zum Beben / ... Um mich selbst, / allein um meine Seele kämpf ich hier, / gegen mein Ausgelöschtwerden, / gegen das Abstumpfen

/ und die Verringerung. / Mein Leben hängt jetzt ganz / am dünnen Faden der Feder.« So ist es auch der »Zentaur« genannte Schriftsteller mit seiner wiedergewonnenen Sprache, dem der Schriftsteller David Grossmann die letzten Worte dieses Buches überlässt: »Und mir bricht es das Herz, mein Augenstern, / wenn ich dran denk, dass ich / - ist's möglich?! - / dass ich dafür die Worte fand.«

Nach und nach begegnen sich all diese Menschen, finden zusammen, gehen den weiteren Weg gemeinsam (»die Gehenden« heißt es von da an, nicht mehr »der gehende Mann«). Sie erreichen nicht »das Dort«, aber gemeinsam machen sie eine Grenzerfahrung, kommen zusammen an »die Wand«, an der sie Visionen von ihren verstorbenen Kindern haben. Ein einziges Mal spricht sogar eines der Kinder: »Atem / gibt es / im Schmerz/ gibt es / Atem.« Es spricht über das, was es nicht mehr hat. »Und er, er ist tot«, begreift der gehende Mann schließlich, »beinah versteh ich die Bedeutung / dieser Klänge: das Kind / ist tot, / ich erkenne an, / dass in den Worten Wahrheit steckt. / Er ist tot. / Er ist tot, doch sein Tod, / sein Tod / ist nicht tot.« - Ein zeitlos gültiges Buch, danke ich.

Helge Mücke

Reanimationsforschung und Nahtoderlebnisse

SAM PARNIA: Der Tod muss nicht das Ende sein. Was wir wirklich über Sterben, Nahtoderlebnis und die Rückkehr ins Leben wissen, Scorpio Verlag, Berlin/München 2013, 400 Seiten, 19,99 EUR.

Das Buch ist Symptom eines Umbruchs im Bereich der in den letzten Jahren engen und starr gewordenen Anschauungen über den Tod des Menschen im Allgemeinen und das Verhältnis von Herzstillstand und endgültigem Hirnversagen im Besonderen. Es tritt dem Leser im Gewand einer wissenschaftlich fundierten Darstellung für ein breiteres Publikum entgegen. Sam Parnias medizinische Fachgebiete sind breit gefächert: Innere Medizin, Lungenheilkunde, Intensivmedizin und Zellbiologie prädestinieren ihn für seine leitende Tätigkeit in der Abteilung für Reanimationsforschung der State University, New York.

Auf der Titelseite des Buches wird einer von zwei Schriftstellern genannt, die ihm beim Verfassen zur Seite standen, vermutlich bei der Verschriftlichung von Tonbandaufzeichnungen zu schwerpunktmäßig geführten Einzelgesprächen. Es ist, was die medizinische Fachsprache angeht, hervorragend übersetzt mit nicht weniger als 50 Seiten Literaturangaben. Das amerikanische Original erschien 2013 in dem angesehenen Verlag Harper Collins. Dass die deutsche Ausgabe in einem weniger prominenten, eher dem New-Age-Milieu zuzuordnendem Haus herauskam, wird dem Inhalt des Buches nicht ganz gerecht; ein im *Spiegel*

(30/2013) abgedrucktes Interview mit Parnia wird vielleicht, trotz des süffisanten Zungenschlags der Gesprächspartner, für einen Ausgleich im Hinblick auf die Ausbreitung sorgen. Parnias Ausführungen zufolge könnten sehr viel mehr Menschen nach einem Herzstillstand und dem anschließenden Ausfall des Gehirns ins Leben zurückgeholt werden, und dies vielfach ohne nachfolgende Behinderungen. Das dies nicht geschieht, hat verschiedene Gründe: Unkenntnis aufseiten der Ärzte, was den neuesten Stand der Reanimationsforschung angeht, Defizite im Rettungswesen, in der medizinischen Infrastruktur der Regionen und einzelnen Kliniken.

Neben der Anwendung einer Reihe von neu entwickelten Geräten der Intensivmedizin ist es vor allem das Verfahren der Hypothermie (Unterkühlung), welches das Eintreten irreversibler Schäden im Gehirn und in anderen Systemen des Leibes hinauszögern kann, wobei es eine Rolle spielt, dass der Tod der Zellen in den verschiedenen Organen verschieden schnell eintritt. Es werden Fallbeispiele angeführt, sowohl von therapeutischer Unterkühlung als auch von Unterkühlung aufgrund der Witterungsverhältnisse, die diese These eindrucksvoll veranschaulichen. So wird gleich auf den ersten Seiten des Buches von einem Patienten berichtet, der 40 Minuten nach dem Herzstillstand reanimiert wurde und wenige Wochen später völlig genesen war.

Parnia geht von einem mechanistischen Körperbild aus: Das Gehirn ist ein Schaltsystem, das Herz eine Pumpe, die nach Ausfall unter bestimmten Bedingungen neu »gestartet« werden kann. Er kommt zu einer überraschend neuen Definition des Todes: Der Herzstillstand ist, *auch* wenn er reversibel ist, der eigentliche Tod des Menschen – die Reanimation ist für Parnia folglich nicht die Heilung eines sterbenden Menschen, sondern das Rückgängigmachen des faktisch eingetretenen Todes. Auf der Grundlage dieser definitorischen Eigenwilligkeit kommt er konsequenterweise zu einer Neudefinition der bislang als Nahtoderfahrung bezeichneten Phänomene: Er spricht hier von *tatsächlicher* Todeserfahrung (S. 266).

Erfahrungsberichte von reanimierten Menschen

nimmt Parnia zum Anlass, hartnäckig und in anregender Weise undogmatisch nach dem Wesen zu fragen, das den weitgehenden Stillstand der Lebensprozesse überdauert und nach langsamer Erwärmung des Körpers, einer Herzdruckmassage, vorsichtiger Beatmung, operativer Beseitigung der Gründe für den Herzstillstand und schließlich dem »Neustart« des Herzens durch elektrischer Stimulation wieder bewusst ins Leben zurückkehren kann. Er vermeidet eine vorilige Antwort auf die Frage, ob die Vertreter der »bottom-up«-Hypothese, welche das Bewusstsein als Produkt der Gehirntätigkeit ansehen, recht haben, oder ob das Prinzip »top-down« gilt, demzufolge das Bewusstsein autonom in den Leib eingreift. Interessant ist, wie er diese Alternative einführt: Er beschreibt, wie Platon und Aristoteles in Raffaels »Schule von Athen« dargestellt werden und sieht in ihnen die Vorläufer des Gegensatzes »top-down« (Platon) und »bottom-up« (Aristoteles).

Parnias Ausführungen zu den fachwissenschaftlichen, technischen, medizin-soziologischen Seiten seines Themas wirken zumindest für den Nichtmediziner unter den Lesern differenziert und kompetent. Andererseits kann man nicht umhin, ihm eine gewisse Naivität zuzusprechen: etwa im Hinblick auf die unreflektierte Selbstverständlichkeit, mit der er seine Auffassung hinstellt, dass mit den von ihm beschriebenen fortgeschrittenen Reanimationstechniken nicht sterbende, sondern wirklich tote Menschen ins Leben zurückgeholt werden – was umso mehr erstaunt, als ihm durchaus bewusst zu sein scheint, dass das Hirntodkonzept der Transplantationsmedizin eine »ad hoc« getroffene, d.h. zweckgebundene Festlegung ist. In diesem Punkte sind Konflikte zwischen dem Rettungswillen der fortgeschrittenen Reanimatologen und dem an der Organ-»Ernte« orientierten Hirntodkonzept absehbar.

Im zweiten Teil des Buches schildert Parnia Vorgehensweise und erste Ergebnisse der groß angelegten AWARE-Studie (AWAREness + REanimation) zur Erforschung der Nahtoderlebnisse. Ziel der Studie ist es, Berichte von solchen Erfahrungen auf breiter, internationaler Basis zu sammeln und auszuwerten. Mit der beschrie-

benen Naivität wiederum wird eine experimentelle Komponente des Projektes behandelt: die mit dem Out-of-body-Zustand verbundenen Phänomene oder Wahrnehmungen des eigenen Leibes und der Vorgänge im Zimmer von einem Punkt unter der Zimmerdecke. Man versucht, diesbezügliche Berichte dadurch zu überprüfen, dass auf Regalen in den Behandlungsräumen in etwa zwei Metern Höhe Gegenstände oder Bilder angebracht werden, in der Hoffnung, die Patienten hernach danach fragen zu können. Die Häufigkeit, mit der von entsprechenden Erlebnissen berichtet wird, legt dieses Vorgehen nahe. Besondere Erwähnung verdient übrigens der von Parnia referierte Fall eines Patienten, der einen *Gedanken* des ihn behandelnden Arztes wortgetreu wiedergeben konnte.

Die ontologischen und wahrnehmungstheoretischen Fragen, welche eine optische Wahrnehmung von einem Punkt außerhalb des Leibes aus aufwirft, werden nicht einmal angedeutet. Im Übrigen bleibt abzuwarten, ob die Bottom-up-Fraktion von etwaigen positiven Ergebnissen davon abgehalten wird, Taschenspielerien zu unterstellen.

Parnia schließt das *Spiegel*-Interview mit dem Hinweis auf die für November 2013 geplante Veröffentlichung über Resultate der AWARE-Studie: Er weiß auch, dass Paradigmen in den medizinischen Denkkollektiven häufig nach 20 Jahren »vollständig verworfen werden« (S. 246). – Bereiten die von ihm referierten Forschungsergebnisse einen solchen Wandel des Denkstils vor?

Die Hoffnung, durch »Zeichen und Wunder«, d.h. mit äußeren Mitteln einen letztgültigen Erweis des Geistes innerhalb der Sinneswelt zu führen, ist eitel. Eine Gewissheit ist allenfalls durch »das Zeichen des Jona« erreichbar, als dessen Wesen Gerhard Kienle das eigene Erleben des Ich im Gang des Schicksals erkannte.¹ Ein lebendiges Beispiel hierfür ist der in diesen Tagen viel beachtete Bericht des Neurochirurgen Eben Alexander² über seine Erlebnisse während eines komatösen Zustandes, der durch eine fulminante bakterielle Meningitis ausgelöst wurde und aus dem er entgegen allen medizinischen Erfahrungswerten wieder zum wachbewussten

Leben zurückkehrte. Für Alexander bleibt nach dem Erlebten kein Raum mehr für Zweifel an einer Wirklichkeit, in der Zeit, Raum, Bewusstsein und Erinnerung ganz anders sind als in der uns vertrauten Welt. Daneben hält er unverbrüchlich an seinem medizinischen Schulwissen fest, dass er mit einiger Mühe wiedererlangte. Alexander ist fest davon überzeugt, ein Nahtoderlebnis gehabt zu haben, wenn auch mit einigen atypischen Zügen. Die durch das Erlebnis neu erschlossene Wirklichkeit fasst er in die Begriffe »Gott« und »Liebe« zusammen, von denen er im Ton einer evangelikalen Erweckung kündigt. Dieses dreifache Nebeneinander von transzender Erfahrung, naturwissenschaftlicher Vorstellungswelt und schlichter Religiosität bleibt für einen wissenschaftlichen Dialog letztlich unfruchtbar.

»Was die religiöse Seite der Angelegenheit betrifft, ist Sam Parnia übrigens im Wortsinne agnostisch. Er schlägt sich weder auf die Seite der Atheisten noch der Gläubigen. Er plädiert aber dafür, die Nahtoderfahrungen sehr ernst zu nehmen.« Diese Bemerkung am Ende der Rezension, welche *Die Welt* vom 8. Mai 2013 brachte, charakterisiert Parnias weitgehende Freiheit von Hypothesen oder Spekulationen. Die Chance, dass die neuen Erkenntnisse in der Reanimatologie wenigstens Fragen im Bottom-up-Denkkollektiv auslöst, stehen für diese Position besser, als etwa für Pim van Lommels wertvolle Untersuchungen zum Nahtoderleben,³ deren empirische Aussagekraft durch nachgeschobene spekulative Bezüge auf die Quantenphysik und Rupert Sheldrakes »morphische Felder« geschwächt wird.

Wer indes meint, Parnia lehne jegliche Form von Spiritualität grundsätzlich ab, wird am Ende des Buches eines Besseren belehrt: »In der Tat ist für diejenigen, die sich für eine spirituelle oder metaphysische Sicht auf das Überleben unseres Bewusstseins nach dem Tod interessieren, einer der inspirierendsten und aufschlussreichsten Standpunkte, die ich kennengelernt habe, der von Ostad Elahi. Er staunt hat mich dies: Lange bevor unsere wissenschaftlichen Entdeckungen dazu geführt haben, dass wir verstehen, was mit dem mensch-

lichen Körper passiert, wenn wir sterben, und dass es wichtig ist, zwischen reversiblen und irreversiblen Tod zu unterscheiden (was viele Ärzte immer noch nicht begriffen haben), hat Ostad Elahi Folgendes gesagt: Zunächst ist eine Person, wenn sie stirbt, noch nicht tot. Es ist nur das Herz, das seine Funktion eingestellt hat. Obwohl ihre körperlichen Fähigkeiten gestorben sind, haben die einzelnen Organe seines Körpers (wie Muskeln und Haut) jeweils eigene spezifische Kräfte, um den Organismus am Leben zu halten. Diese Kräfte können bis zu drei Tage lebendig bleiben, obwohl sie auch früher zugrunde gehen können. In diesen wenigen Zeilen hat der Philosoph und Jurist ohne medizinische oder naturwissenschaftliche Ausbildung die Essenz der grundlegenden Themen zusammengefasst, die wir in der medizinischen Wissenschaft erst heute entdecken« (S. 345 f.). Ostad Olahi oder: Nur (Nour) Ali Olahi (1895-1974) wuchs in Kurdistan auf, als Sohn eines Führers des mystischen Ordens Ahl-e Haqq, in dem sich schiitische, alewitische und jesidische Züge verbinden. Im Alter von 24 Jahren beschloss er, seine bisherige kontemplativ-

ketische Lebensform zugunsten eines Lebens in der Welt aufzugeben. Er wirkte als wegen seiner Integrität hochangesehener Jurist im Iran, außerdem als Musiker und Lehrer einer philosophisch und im weiteren Sinne theosophischen Weltanschauung. Sein geistiges Erbe wird heute in Frankreich und den USA von seiner Familie weiter gepflegt, und durch die Nour Foundation in integrativen Projekten umgesetzt; die letztgenannte Stiftung gehört auch zu den Geldgebern des AWARE-Projekts.⁴

Günter Kollert

1 Gerhard Kienle: *Die ungeschriebene Philosophie Jesu*, Stuttgart 1983, S. 33.

2 Eben Alexander: *Blick in die Ewigkeit: Die faszinierende Nahtoderfahrung eines Neurochirurgen*, Ansata Verlag, München 2013.

3 Pim van Lommel: *Endloses Bewusstsein. Neue medizinische Fakten zur Nahtoderfahrung*, Knaus TB Verlag, München 2013; vgl. *Visionen vom Rand des Jenseits*, in: *Spiegel online*, 17.10.2003.

4 Ostad Elahi: *Knowing the Spirit*, trans. James Winston Morris, New York 2007; Baghrām Elahi: *Weg und Vollendung. Die Quintessenz der Religionen, von Meister Nur'Ali*, München 1995.

Konsequente Gedankenführung

STEFFEN HARTMANN: **Von der Philosophie zur Anthroposophie. Gesammelte Aufsätze zu Grundfragen einer modernen Wissenschaft des Geistes**, Edition Widar Hamburg 2013, Bezug über: Steffen Hartmann, Baumkamp 54, 22299 Hamburg bzw. »Wege« – Buchhandlung und Verlag, Scheffelstr. 53, 79102 Freiburg.

Die hier zusammenfassend publizierten Aufsätze von Steffen Hartmann sind die Frucht anhaltender Auseinandersetzungen und Übungen im Umfeld des beobachtenden reinen Denkens im Sinne des Werkes *Die Philosophie der Freiheit* von Rudolf Steiner. Man spürt in ihnen die um Selbstständigkeit, eigene Einsicht und Freiheit ringende Seele des Autors, der von seinen eigenen Wegen in die Wissenschaft des Geistes berichtet. Die in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Arbeiten sind in einem gut zugänglichen Stil verfasst, laden Lesende fortwährend dazu ein, sich am Denkprozess zu beteiligen und eigene Erfahrungen zu machen.

Thematisch geht es zentral um Beobachtungen des Denkens, um die Charakterisierung des reinen und intuitiven Denkens und deren Bedeutung für einen konkreten Weg von der Philosophie zur Anthroposophie. Dabei geht der Autor von verschiedenen Seiten auf seine Themen zu: Es gibt eigene, sich direkt an die Darstellung von Denkerfahrungen anknüpfende Untersuchungen, dann wird das Thema im Kontext einiger wichtiger Stationen der Philosophiegeschichte behandelt, und schließlich werden ausgewählte Stellen im Werk Steiners einer gründlichen Betrachtung unterzogen. So handelt es sich um die längsten Beiträge von dem in

vieler Hinsicht zentralen Aufsatz von Steiner mit einem ähnlichen Titel: *Philosophie und Anthroposophie* (1908, überarbeit und erweitert 1918, GA 35). Lesenden werden Erläuterungen zur Verfügung gestellt, die den Einstieg in diese fundamentale Arbeit erleichtern und das eigenständige Durchtragen der konzentrierten Gedankengänge befördern.

Hartmann ist es außerdem ein Anliegen, exemplarisch zu zeigen, dass auch andere Autoren des 20. Jahrhunderts neben Steiner sich auf den Weg einer ins Geistige ragenden Philosophie gemacht haben. Hier sieht er ein noch wenig bearbeitetes Forschungsfeld: Der Bezug des Gangs der öffentlich-wissenschaftlichen Philosophie des 20. Jahrhunderts auf Grunderfahrungen einer anthroposophisch vertieften und erweiterten Philosophie. Aus dem außeranthroposophischen Bereich wird Martin Heidegger diskutiert, aus dem anthroposophischen Umfeld Carl Unger, Herbert Witzemann und Sergej Prokofieff. Auch wenn diese Analysen eine eher kritische Note haben, so ist damit nicht eine De-

montage dieser Autoren beabsichtigt, sondern das Anliegen, ein exaktes und konsequentes Denken zu pflegen, das sich keinen Selbstverständlichkeiten und schnell vollzogenen Schlüssen aus einer nicht hinreichend dichten und umsichtigen Denkerfahrung hingibt.

Gegen Ende des Buches werden auch umfassendere Themen einbezogen und damit in die Reichweite des philosophisch-anthroposophischen Denkens geholt, wie etwa das in Denken, Fühlen und Wollen gegliederte Seelenleben, die Wirkungen der meditativen Schulung des Denkens auf die menschlich-leibliche Organisation, der geistige Zeugungsprozess, die göttliche Trinität und das Christuswesen.

Die in der Regel kurzen Aufsätze bestechen durch Klarheit des Anliegens und konsequente Gedankenführung. Sie sind nie rein theoretisch-spekulativ, sie führen immer an konkrete Erfahrungen heran und versuchen von dort aus, weitere Wege in eine moderne Wissenschaft des Geistes zu eröffnen.

Renatus Ziegler

Anzeige



Der Merkurstab
Zeitschrift für Anthroposophische Medizin
Journal of Anthroposophic Medicine

- **Originalia**
- **Praxis Anthroposophische Medizin**
- **Anthroposophische Arzneimittel**
- **Initiativen und Berichte**
- **Rezensionen**

Herausgeber: Medizinische Sektion
der Freien Hochschule für
Geisteswissenschaft und der
Gesellschaft Anthroposophischer
Ärzte in Deutschland e.V.

- Abonnements: Der Merkurstab
Kladower Damm 221, D-14089 Berlin
Fon 030/36501-463, Fax 030/36 8038 91
Sprachbox 030/36501-372
redaktion@merkurstab.de
Jahresabo: € 80,- / Studenten: € 25,-
www.merkurstab.de